

Kleinodien

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Städte, und ihre hagern Gestalten begegnen dem Auge an allen Ecken der Straßen. Zerlumppte Männer, abgemagerte Frauen und nackte Kinder stehen bettelnd da, und ihr Jammerruf: „Barinja, radi boga, dai kussotschek chljeba!“ (Gute Frau, um Gottes Willen, gib ein Stückchen Brot!) klingt wie ein dumpfer Seufzer zu dem fröhlichen Gezwitscher der Frühlings-
schwalben.

Manchem Jesiden gelingt es, durch kleine Handlangerdienste oder auch als Musikant den Unterhalt für sich und die Seinigen zu erwerben und, dank seiner unglaublichen Genügsamkeit, sogar etwas Geld für den Winterbedarf zurückzulegen. Solche rühmen sich eines besondern Ansehens unter ihren Landsleuten und werden in der Heimat geachtet und beneidet.

Die Kleidung der Tifliser Jesiden unterscheidet sich nur wenig von derjenigen der Kurden. Eigenartig dagegen ist die Haartracht der Frauen und Mädchen. Vierzehn dünne Zöpfe, deren Enden durch eine Perlenkette verbunden sind, fallen lose unter dem großen Kopftuch über den Rücken und gleichen in ihrer tadellosen Regelmäßigkeit, mit den bunten Steinen und Glasstückchen, die sie schmücken, den langen Fransen jener Kopf-

bedeckung, die man bei uns im Sommer den Pferden über die Ohren zieht. Einmal im Monat, so erzählte eine Jesidin, wird das Haar gekämmt, frisch rötlich gefärbt und wieder in vierzehn Zöpfe geflochten. Dies ist meistens die Arbeit der alten Großmutter, der nebst vielen andern Pflichten auch die obliegt, die Häupter ihrer Lieben mit geschickten Fingern aufs schönste zu ordnen.

Wie alle Orientalinnen lieben die Jesidinnen, sich mit allerlei Ketten, Arm-
bändern, Ohringen und unzähligen Finger-
ringen zu schmücken; diese bilden ihren großen Stolz und sind für sie die Quelle ungeahnter Glückseligkeiten. Nur die alten Matronen und die ehrwürdigen Frauen der Priester verzichten auf diese vergänglich-
en Schätze der Welt.

Weißer Gewänder, schwarze Tücher und ein dunkler Gürtel genügen ihren bescheidenen Ansprüchen; doch wissen ihre jungen Schwestern gar wohl, daß niemand so gut die Geheimnisse der Toilette kennt wie diese weisen Sibyllen, und sie holen sich gerne bei ihnen manch heimlichen Rat und wirksames Kräutlein für die kleinen Uebel ihres in kindlichen Träumereien dahinfließenden Lebens.

Lydia Bagdasarianz, Winterthur.



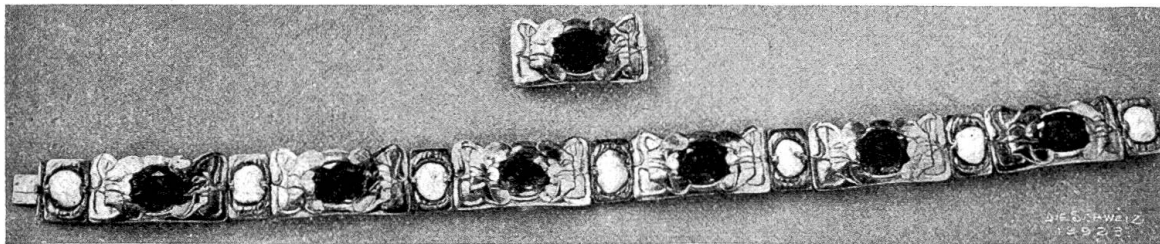
Max Tilke, Winterthur.
Jeside aus Alexandropol im Kaukasus. Aquarell.

Kleinodien.

Mit zehn Reproduktionen.

Unter allen schweizerischen Ausstellungenssälen ist mir die „Goldene Rose“ in Neuenburg ans Herz gewachsen. Eine angenehme Schau folgt der andern, und die beiden Räume an der lebendigen Straße in dem gemütlichen alten Haus sind so heimelig. In solchen Stuben ist es, als ob sich alles besser reimte als in Mäulen und Palästen. Da braucht man keine Kunst von der andern zu trennen. Ma-

lerei, Bildnerei aller Art, Töpferei, Stickerie und was es nur an Kunst und Kunstgewerbe gibt, geht in einem fort Bund um Bund ein, wie es im Leben und in jedem richtigen Wohnhaus der Fall ist oder wenigstens sein sollte. Ein feiner Geschmack sorgt immer dafür, daß sich die mancherlei Dinge vertragen oder gar gegenseitig nützen. Am liebsten aber unter den ständig ausgestellten und im-



Ernest Röhlsberger, Neuenburg.

Armband.

mer wieder erneuerten Gegenständen sind mir die Kleinodien von der Hand des Neuenburger Metallkünstlers Ernest Röhlsberger.

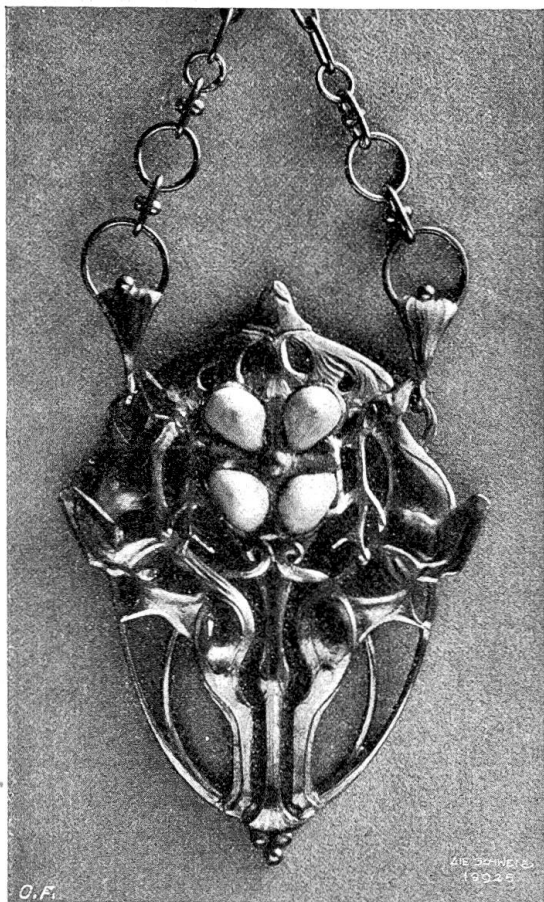
Kleinodien! Das biblisch-königliche Wort weckt sofort gewaltig-unheimliche Vorstellungen von irdischer Macht und Einsamkeit, Größe und Gefahr. Und mittelalterliche Bilder von der eisernen Krone der Lombarden an bis hinauf zu der Selbsterregungen des kühnen Korsen in der neuern Zeit melden sich unserm Gedächtnis in der Bizarrheit ihres Formenwandels an. Davon ist nun freilich im Schrein, der Röhlsbergers Werke birgt, nichts zu spüren. Ja, nach der Spannung, die das Schlagwort „Kleinodien“ mag erregt

haben, nehmen sie sich, bescheiden, diesseits der Legende, fast nüchtern aus. Jedem Gegenstande sieht man unverkennbar an, welchen Dienst oder Staat er zu tun und zu machen hat. Gerade diese Eigenschaften, die Ruhe und Unaufdringlichkeit des Stils, die Greifbarkeit des Zweckes, die Sachlichkeit der Aufführung machen mir diesen Künstler und seine Erzeugnisse so wert.

Wir haben es mit Spangen, Nadeln, Ketten, mit Bändern, Broschen, Uhren, mit Falzmessern, Petschaften, Ringen, mit Schnallen, mit Stockgriffen, mit Bechern, Sieben, Kannen, Zangen, Schalen zu tun. Also mit lauter Dingen alltäglichen nützlichen und ziervollen Gebrauches. Da ist nichts Außerordentliches zu betonen, also auch nichts Seltsames zu erfinden, und so ist das Handlichste und Einfachste just das Beste. Immer stellt sich auch dem Künstler das rechte Bild, die gegebene Form zur Zeit und wie von selber ein, und aus dem reinen Zweckbewußtsein, das sich fragt, wie sorg ich, daß diese Sache leicht, nützlich und gefällig sei, das also wesensfremden Formelkram und Sorgenfalten über eine möglichst rätselhafte Erfindung gleicherweise ausschließt, stellt sich die schöne, runde Ausführung als das Hauptziel dar.

Ein Album ist schon heute mit Abbildungen des noch jungen Künstlers anzufüllen, für die Bücherei; und im Silberschrank ganze Fächer.

Aus der schimmernden, zwar durchaus nicht gebrechlichen, doch auch nicht überstarken Reihe meist silberner Gegenstände greife ich einige heraus, die mir zur Lust gereichen, just wie sie mir in die Hand gleiten oder wie die Hand, die gerne das fühle, feste, sicher-schwere und vollgeformte Metall kost, sie selber auswählt. Da ist ein Petschaft (S. 563), aus dessen

Ernest Röhlsberger, Neuenburg.
Anhänger (mit Hirsen).

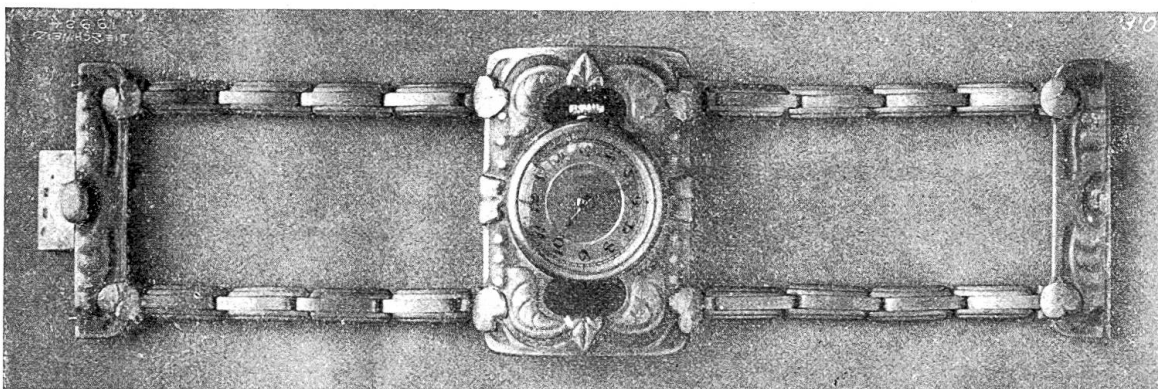
Grundfläche ein Frauenbild, ein strenges und doch in den Falten des Geheimnisses lächelndes, emporwächst; ein Zeigefinger preßt die redelustigen Lippen nieder. Diesem Formgedanken entspricht auf einem Falzmesser (S. 561) eine Sphinx, die fast aus nichts besteht, mit einem Nichts von Gesichtszügen bange macht und um deren Haupt das Metall des Messers sich wie ein Nonnenschleier windet. Doch ist weder hier noch dort durch die Figur eine nennenswerte Unhandlichkeit des Werkzeugs bewirkt. Das Antlitz wirkt eigen und ist doch ganz ein in das notwendige Wesen des Gegenstandes verfließendes Motiv. Das Ganze ist recht und gut, nicht der Schmuck allein. Nicht das Messer ist geschmückt; das Messer selber schmückt den Tisch, darauf es liegt, und die Hand, die es benützt und in der es lieblich liegt. Eigenartig ist das Wespenstück an einer Hängekette (Abb. nebenstehend): schaukelartig hängt das Mittelglied eines Halschmucks da; inmitten fällt ein Stein schwer nieder wie eine lautere Frucht, und drei Wespen saugen dran. Auch hier ist kein bloßer flüchtiger Einfall am Werke: die gespannten, energiebesetzten, beringten Wespenleiber entsprechen einem seit Jahrtausenden in Groß- und Kleinarchitektur übersehten Naturzug, nur mit neuem Reiz, neuer Gliederung. Reizend und kräftig ist ebenso der Ring, der Anklänge an die Silhouettenzeit und an den Schmuck der Biedermeier zeigt, aber trotzdem ein durch und durch eigenständiges Gebilde ist, wie auch ein anderer, wo mehrere aus einem runden Aft entspringende Gabeln den Stein mit nervigem Gezack umfassen. Eigentlich vollkommen sind zwei Stockgriffe (S. 562), der eine ein knotiger, grätiger Knopf, wo, aus Gräten und Kno-



Ernest Röchlisberger, Neuenburg.
Anhänger (mit Wespen).

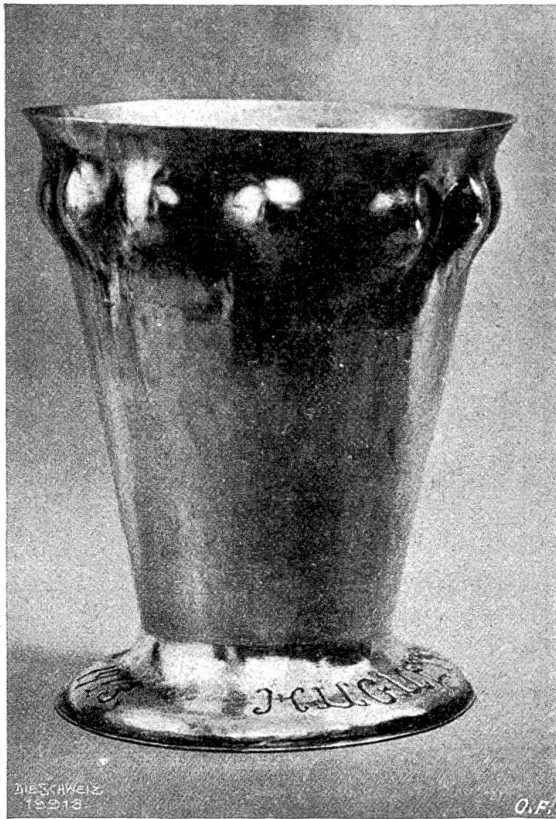
ten, ein wabenartiges dichtes Gefüge den Eindruck einer schönen — Zuverlässigkeit erweckt, und der andere, beschaulichere, gemächliches Spazieren symbolisierende, der eine Schnecke nachahmt, die vorsichtig aus dem Gehäuse kriecht. Das Tierwesen ist recht meisterhaft in Schmuck umgeformt, dessen Windungen und Streckungen das Handinnere wohligh nachfühl, denen es wonnig nachgeht.

Auf diese Weise ließe es sich, immer Zweck und Sinn gemäß, bei jedem einzelnen Gegenstand verweilen, der Röchlisbergers Stempel trägt. Nur einige be-



Ernest Röchlisberger, Neuenburg.

Armbanduhr.



Ernest Röhliberger, Neuenburg. Gobelet.

Sonders glückliche Gestaltungen seien noch mit Namen erwähnt: eine Gürtelschnalle (S. 563) mit einem herrlichen Fischmotiv, ein Prachtstück voll breiter, fast barockschwungvoller Fülle und doch wieder geschmeidiger Beweglichkeit und Freiheit der ornamentalen Sprache. Eine grazile Halskette mit feinem Laubgewinde am Verschuß. Ein wundervolles Armband (S. 558) mit weißlichen und dunkelklaren Steinen, abwechselnd, im Verein mit einer aus animalischem Naturgebild entzückend hergeleiteten Fassung.

Nur ganz vereinzelte Dinge scheinen noch eines letzten Anlaufs zu bedürfen. Namentlich solche, wo von Haus aus Ungleichartiges gebunden werden soll. Hier ist das Gebiet der für uns Schweizer, so, wie unsere Verhältnisse sich gestaltet haben, wichtigsten Aufgabe: die Uhr formal zu bewältigen. Es handelt sich nicht darum zu streiten, ob die Taschenuhr oder die Armbanduhr vorzuziehen sei. Soviel ist zweifellos für die Kunst Tatsache: sie beschäftigt sich vernünftigerweise wesentlich mit dem Sichtbaren. Die Armbanduhr ist sichtbar. Also muß sich die Metallplastik der Armbanduhr annehmen. Da sind für beide fruchtbare Möglichkeiten. Wir würden uns freuen, wenn es einem Künstler hier gelingen sollte, das Ei auf den Tisch zu stellen, daß es nicht in ewigen Versuchen schwankt. Röhliberger kommt mit seinen Kugeln, seinen gedehnten Ringen der Sache leidlich nahe. Aber noch ist der Gegensatz der harten, eckigen Ziffern, dem Spiegelglas und dem weichen flächigen, mattern Metall nicht überbrückt.

Auch sonst mag noch manche dringende Aufgabe seiner soliden Tatkraft harren. Wie denn sein Reich keine Grenzen hat, die Sonne, so hoffen wir, nie darin untergeht. So, wie er sich heute darstellt, bietet er erfreuliche Bürgschaft, daß wir einer unabsehbaren Folge sachlicher, reifer, aus echtem, hohem, doch immer noch erdnahem Bildnergeist erwachsender, gebrauchsfreier, formenklarer Gegenstände entgegen sehen können, die man gern auf ferne Enkel vererben möchte, die über den Alltag hinaus, wie ehedem, ganze Geschlechter erquickten. Dr. Johannes Widmer, Genf.

Dramatische Rundschau III.

Die zweite Hälfte der mit Ende Juni abgeschlossenen Spielzeit des Zürcher Stadttheaters bietet — im Schauspiel — ein Bild von seltener Unausgeglichenheit. Einige ragende Gipfel, von fremder Hand aufgeführt, einige eigene Anstrengungen, berechtigten Forderungen Gemüge zu tun, und dazwischen eine weite Strecke öden Flachlandes. Wer den Gang der Ereignisse aufmerksam verfolgte, dem konnte das Fehlen eines zielbewußten künstlerischen Planes nicht entgehen, er mußte die Empfindung haben, daß der Spielplan mehr nach den

Bedürfnissen des Augenblicks als nach einem festen, weitausblickenden Programm gebildet wurde. Es ist klar, daß außerordentliche Zeiten auch im Theaterbetrieb ungewöhnliche Erscheinungen zutage fördern, erfreuliche und unerfreuliche, und man wird die letztern umso mehr zu entschuldigen geneigt sein, je mehr man sich durch die ersten entschädigt sieht. Man mag dem übertriebenen Gastspielregen, der sich letzten Winter über das Zürcher Theater ergoß, nicht sonderlich hold sein, zuzugeben und festzustellen ist doch, daß die Gesamtgastspiele des Wiener